

Axel Schünemann

Mädchen, die pfeifen und Hühnern, die krähen ...

**Amoralische Manns-Notate zu einem heiklen Sprichwort,
betreffend töchterfeindliche Tendenzen einer bestimmten Sorte Mutter**

„Mädchen, die pfeifen und Hühnern, die krähen,
denen soll man beizeiten die Hälse umdrehen.“

Prätention, Anmaßung, nennt man solches, als Huhn zu krähen und als Mädchen zu pfeifen. Die Prätention besteht darin, sich als Angehörige des weiblichen Geschlechts wie die Männer zu verhalten: zu pfeifen oder zu krähen (je nachdem), eine Verwechslung geschlechtsspezifischen Verhaltens.

Wie aber sieht es mit der Prätention derjenigen aus, die meinen, Hälse umdrehen zu dürfen, derjenigen, die dieses Sprichwort ersonnen haben oder im Munde führen? Basiert die Prätention der Todesstrafe für eine Prätentions-Bagatelle nicht auch auf einer Verwechslung, *nämlich der nothaften* (subsistenz-,sexuellen‘) *Haltung des Federviehs* als Legehennen (Opfer der Arbeitskraft) oder als Suppenhuhn (Opferstoff) *mit der generationssexuellen Versorgung des eigenen weiblichen Nachwuchses* (Opferprämie), eine radikale Verwechslung von Überlebens-Mittel und Lebens-Zweck, als wenn die Mädchen Nahrung ihrer Eltern wären? Eine Verwechslung der Prätention krähender Hühner, die sich krähend für den Hahn selbst halten, mit der Prätention pfeifender Mädchen, die wohl wissen, dass sie gleichwohl Mädchen sind, eine Verwechslung von Natur und Kultur, Tier und Mensch? Und ist eine solche Indifferenzierung, eine solche Gleichmacherei von Hühnern und Mädchen, Lebensmitteln und Lebenszwecken, nicht eine unverhältnismäßig schlimmere Indifferenzierung, als die von pfeifenden Mädchen, die lediglich ein angeblich geschlechtsspezifisches Verhalten indifferenzieren und also bloß als angebliches entlarven?

Wer sagt ein solches Sprichwort, zu welchem Zweck und aus welcher Not heraus?

Wer es nicht sagt, ist leicht beantwortet: nicht die Mädchen, denn die dürfen es nicht anders als sich selbst sagen; in solchem Selbstbezug aber wäre es wie gepfeifen, mit den fatalen Folgen für den eigenen Hals.

Dargestellt ist dieses Problem in der angedrohten Strafe, die das dem Pfeifen zu Grunde liegende Begehren verrät: das Halsumdrehen als Konkretismus des Alles-Sehen-Wollens, des der Verlautung nachschweifenden Blicks. Ist die Verlautung aber die des eigenen (Subjekt/Hahn) Körpers (Objekt/Henne), so bricht sich der magisch bannende Blick buchstäblich den umgedrehten Hals: das Sich-selbst-in-den-Rücken-und-dann-noch-in-den-eigenen-Schnabel-hinein-Sehen-Wollen. (Knacks)

Die Mädchen also sagen es nicht, wer aber dann?

Es ist natürlich die Mutter, eine bestimmte Sorte Mutter, die es dem Mädchen sagt. Warum die Mutter und nicht der Vater? Wobei sich versteht, dass es rein empirisch auch Väter (ge)geben (haben) mag, die es sag(t)en, als Zitation der Mutter dann. Warum die Mutter und nicht der Vater? Die Spatzen pfeifen es von den Dächern und die Hühner gackern es im Stall: Es ist die Sphäre des Haushalts, der Bevorratung, angesprochen. Und diese Sphäre, zugleich die des Gedächtnisses, das seine Inhalte auf Abruf, dem Erinnern, bevorratet, ist eben die Sphäre der Frau, der reproduktiven Mutter. Und bekanntermaßen ist die weibliche Reproduktion der Gattung die eigentliche Produktion und alles andere, was unter dem Namen Produktion läuft, bloß die männliche Nachstellung dieser weiblichen Ur-Produktion des Zur-Welt-Bringens.

Die Mutter also sagt es und sie sagt es als Strafbefehl (als Richterin) dem Vater (dem Henker) und als Drohung dem Mädchen; sie sagt, dass es, das Mädchen, eben ein Huhn und kein Hahn, kein Junge, sei.

Das dem Sprichwort zu unterstellende Gegenbild ist das eines stillen, bescheidenen Mädchens, das, wie ordentliche gluckerende Hühner, sich aufs spätere Bebrüten der Eier, der Mutterfunktion, vorbereitet. Gekräht und Gepfiffen wird im Freien, nicht im Haus. Das pfeifende Mädchen wäre demnach ein solches, das die Hausarbeit verweigert und im Freien unproduktiv umherschweift: eine Artemis-Anhängerin. Damit ist aber auch etwas über und gegen die Männer, die Hähne, gesagt, denn selbstverständlich geht der Unwert des unproduktiven Kräehens der Hühner auf den üblichen repräsentativen Kräher über, wird doch nur einer, der Hahn im Korb, benötigt. Die überflüssigen Hähnchen werden mit umgedrehten Hälsen anderweitig verarbeitet.

Hahn, der gegen die Drohung seiner Ersetzung den gekrähten Anspruch des Besitzens der Hühner erhebt, die Überflüssigkeit der Hähne in die eigene Ausgenommenheit („ich, der tolle Typ“) überkompensiert. Grandioses Erkrähen des eigenen Erwachens, nicht bloß eine Verkündigung des kommenden Tages und des Besitzens des Stalls, der Hühner und ihrer Eier („alles meins“), sondern stimmliche Ursprungsanmaßung („alles ich“), ein nervender Popanz mit geschwellenem Hahnenkamm, der nicht einmal den Mist besitzt, auf dem er kräht.

Unter der Hand bin ich freilich aus einem bäuerlichen Sprichwort in eine andere Sphäre massenhafter Halsumdrehung geraten: in die Sphäre des Kriegs. Wären krähende Hühner (verschnittene) Hähne, so handelte es sich bei dem Sprichwort um die offene Version des sonst nur heimlich erteilten Auftrags der Frau an den Mann, kriegerisch tätig zu werden. Die Urform des Kriegs ist der Hahnenkampf (mindest als Sängerkrieg) der Männer um den Besitz der Frauen.

Der Hahn im Korb ist von der weiblichen Seite her die Verleugnung dieses Auftrags, der exkulperend zugelassene Stellvertreter der gekillten Kräher. Sei er vor der weiblichen Übermacht gewarnt? Zunächst käme solche Warnung einige Jahrzehnte zu spät – chinesisch etwa sieht es diesbezüglich anders aus: millionenfacher Herren-

überschuss, Resultat eines anderen kollektiven Hälseumdrehens, beizeiten und noch vor jedem Pfeifenkönnen des unerwünschten weiblichen Nachwuchses. Auch verkennt die gegenteilige Vorstellung einer „Weiber-Mafia“ die Funktion des vorhergegangenen Kriegs, der zum Hahn im Korb führte. Geht es nämlich im halbwegs geregelten Krieg darum, die anderen Männer zu töten, allgemein die Ressource Mann für Frau zu verknappen, und sich der also verwitweten Frau prämiens-, reproduktions- und subsistenzsexuell zu bemächtigen, also lizenziert zu morden und zu vergewaltigen, so resultiert wegen der ökonomischen Not der mit den gezeugten Kriegskindern zurückgelassenen Frauen die in Macht umsetzbare Aufwertung der überlebt habenden Männer. Beides stärkt überkompensatorisch das Patriarchat.

Nun ist ein Pfiff nicht irgendeine beliebige Art von Verlautung, sondern, analog zum frühmorgendlichen Krähen, eine nachdrückliche Weckung, martialischer Erwachensbefehl, Einschnitt, Differenzherstellung: „... kein traumatisierendes Differenz erleben ohne die interne Unterstellung der gegenteiligen Indifferenz des so erzeugten Differenten ...“¹ Bei welchen Gelegenheiten wird gepfiffen, etwa mit einer Trillerpfeife? Beispielsweise bei der Weckung in Kasernen, beim Anpfiff und bei der Intervention im Mannschaftssport („Unterbrechung des Spielflusses“, wenn der Schiri die Fouls zu pingelig pfeift). Die unterstellte Indifferenz ist die des einen (for ever männlichen) Geschlechts, sei es kollektiv schlafend („ruhend“ heißt es in der Militärsprache) oder im Eifer des Gefechts, das männliche *eine* Geschlecht also, das im Pfiff zur Ordnung, zur ermäßigten Differenz, dem Fairplay, gerufen wird.

Was heißt es demnach, einem hübschen Mädchen nachzupfeifen? Scheinbar wird seine Geschlechtsdifferenz bewundert: hübsch sei es und feminin, das schöne Geschlecht eben, begehrt vom anderen, pfeifenden, in seinem geschlechtsspezifischen Anderssein. Genauer noch: Die vom Objekt der Begierde als seine Hübschheit hergestellte Differenz (mindest als Unterlassung eines Sich-Hässlich-Machens oder eben als Unterlassung eigenen Pfeifens) wird im Nachpfeifen anerkannt. Aber!: (da capo: „die interne Unterstellung der gegenteiligen Indifferenz des so erzeugten Differenten“:) Gepfiffen wird hinter dem Mädchen her, also in der Rückansicht, im Anblick der Rückenpartie – und des Hinterns! Verdeckte voyeuristische Homosexualität der pfeifenden Männer also. Und: Sie lief einfach so vorbei, ohne den tollen Typen, den differenten Mann, wahrzunehmen! Als wäre er ganz und gar nicht exceptionell toll – und different! Unverschämte Indifferenzierung („du bist nichts Besonderes, meiner Aufmerksamkeit nicht wert“), der nachzupfeifen immer auch als Reparatur dieser Kränkung besagen soll: „Hallöchen! Aufwachen! Hier hinten ist dein Traumprinz!“ Einer hübschen Frau nachzupfeifen ist immer auch eine indirekte Selbstbewunderung. Das Kränkungsgefühl ist aber ein Reflex der Abwehr männlicher Angst vor der Frau im Allgemeinen (drohende Resorption in dieser) ...

¹ Rudolf Heinz, *Zur traumatologischen Gedächtniskonstitution im Ausgang von der Psychoanalyse*, in: André Karger/Rudolf Heinz (Hg.) *Trauma und Gruppe*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2004, 38. (Ebenfalls publiziert in: Rudolf Heinz, *Pathognostische Studien VI*, Einige Ultima psychoanalysekritischer Philosophiekrisis. Essen: Die Blaue Eule 2000, 123 – 126.)

Pfiffe Mann einer Frau also direkt ins Angesicht? Wohl kaum, denn so zerfiele die Ermäßigung von Differenz und Indifferenz des abständig-voyeuristischen Nachpfeifens in das Kriegs-vis-à-vis entweder der übertriebenen Indifferenzierung – das Objekt der Begierde fällt an Ort und Stelle über mich her – oder der übertriebenen Differenzherstellung – die Angepiffene tritt mir in die ... (Kikeriki!)

Was heißt es also, wenn ein Mädchen für sich selbst pfeift und was genau daran ist für die Mutter das Skandalon? Nicht das Pfeifen selbst, sondern, wie es das Sprichwort suggeriert, was einmal daraus resultieren wird: Werden solchem Federvieh, solchen Töchtern, nicht *beizeiten* die Hälse umgedreht, so nimmer mehr.

Es geht beim Pfeifen der Tochter um die Emanzipation, speziell die von der Mutter, so jedenfalls in deren Perspektive, ums Nicht-wie-die-Mutter-sein-Wollen, um Flucht.

Als Mädchen zu pfeifen heißt, des anderen Pfeifenden, der Differenzherstellung, der Anerkennung des eigenen Andersseins im Bezug zum Gleichsein der (und zur) Mutter, nicht bedürftig zu sein (mindest dies zu meinen), die Differenz selbst schon hergestellt zu haben und das heißt, ein Stück weit der Mutter entkommen, entwachsen zu sein. („Über den Kopf darfst du mir wachsen, über die Hand nicht!“)

Wo und bei welchen Gelegenheiten wird sonst noch gepfiffen? Gepfiffen wird noch in der naturalen Repräsentation der Mutter: im dunklen Wald, zu dessen Entmächtigung, Vorankündigung der Entmächtigung des Indifferenzpostens der Mutter. Im Wald gepfiffen zu haben aber heißt, im Wald gewesen zu sein, im Schutz der Differenz: also mit einem Mann (notorisch dem Vater) (nur dass dieser im pfeifenden Mädchen durch das Pfeifen selbst substituiert ist).

Wie stehen die Männer zu solchen pfeifenden Mädchen? „Mädchen, die pfeifen, soll man in den Hintern kneifen“? Auch, nämlich aus der Vaterposition heraus, wegen der gepfiffenen Substitution. In der Sohnesperspektive aber dürfte das Wissen um den eigenen Status als Profiteur des Tochter-Mutter-Konflikts dominieren und also ist das schwesterliche Pfeifen, schon wegen der zudem enthaltenen Vatersubstitution, brüderlich durchaus erwünscht, nur sollte die Mutter dieses tunlichst nicht mitbekommen, was die Schwester wiederum nicht mitbekommen sollte, denn beides wäre kontraproduktiv für die Eroberung der väterlich verwaisten Vermittlungsposition durch den Sohn.

Laios weiß, dass sein Sohn ihn töten wird, er weiß nur nicht, dass der Fremde sein Sohn ist. Und Ödipus weiß, dass er seinen Vater töten wird, er weiß nur nicht, dass sein Vater nicht sein Vater ist, dass es egal ist, wen er töten wird: es wird sein Vater gewesen sein werden, sofern es nur in den Bereich des Möglichen, des Potenziellen, fällt, dass es sein Vater gewesen sein hätte können und das ist immer der Fall. Soll man nun glauben, dass die Mütter nichts über das Begehren ihrer Töchter wissen? Warum aber dreht Klytaimnestra ihrer Tochter den Hals nicht *beizeiten* um? Nun, sie kennt Elektras Begehren, glaubt aber, dieses Begehren sei (durch die Abwesenheit des Vaters, durch die Anwesenheit des Lovers und schließlich durch den Mord

an Agamemnon) paralyziert. Klytaimnestra macht die Rechnung ohne den Sohn, ohne die Möglichkeit der Ersetzung des ödipal begehrten Mutter-Sohn-Inzests durch dessen Ermäßigungsform des Geschwisterinzests.

Pfeifen ist eine Form dieser Ersetzung, simuliert und verhindert den vollzogenen Mutter-Sohn-Inzest, der im Fall seiner Nicht-Vermittlung, seiner Gedächtnislosigkeit, phänomenal dem Tiefschlaf-Status entspricht: Subjekt *Sohn* und Objekt *Mutter* schließen ohne Medium dazwischen, ohne Vater, aber auch ohne Schwester/ohne Tochter, kurz. Inzest, der quasi keiner sein kann, von Subjekt, rein (= bewusstlos) bei sich selbst, und Objekt, Welt, unrepräsentiert aber, als Schlafhülle, wie weiland intrauterin. Die memoriale Verbindung beider ist gekappt, nur die Verlautungsdimension hält den Kontakt, was den inzestuösen Charakter aller Verlautung ausmacht: Dauerkurzschluss von Außen und Innen. Das Betriebsgeheimnis der Schlaf-Verlautung ist die Doppelfunktion, das Gezerre von Schlafvertiefung (symbolisch: die Sphäre der Mutter) und Weckung (symbolisch: die Sphäre des Sohnes).

Zu Pfeifen heißt, diese Doppelfunktion darzustellen, zu simulieren, zu vermitteln, verrückt formuliert: die der Mutter korrespondierende Objekt-Welt durch den Schein der Intersubjektivität, durch die imaginär-geschwisterliche Begleitung, zu ersetzen. (Man fühlt sich im dunklen Wald nicht mehr allein: der Pfiff läuft als imaginärer Bruder/imaginäre Schwester mit.) Der einzelne Pfiff entspricht dabei der Weckungsfunktion. Das Pfeifen als Abfolge einzelner Pfiffe entmächtigt, relativiert wieder diese Funktion. Die Serialität der gepfiffenen Weckung entspricht der Einschläferung, der fortgesetzten Indifferenzierung der Einschnitte zur simulativen Ermäßigungsform von Differenz und Indifferenz, von Einschnitt und Strom.

Da es sich bei der Serialität der Pfiffe, just wegen des je einzelnen Pfiffs, um die Simulation des Einschlafens handelt und nicht um dieses selber, ist sie nicht eine einduselnde Selbstentmächtigung, Entsubjektivierung, sondern die nothafte Hochleistung der Selbstdisposition des ‚pffiffigen‘ Subjekts: Selbst-ent-nächtigung.

Versteht sich, dass die Korrespondenz des Mutter-Sohn-Inzests mit dem Tiefschlaf als Metaphorik des Rücksogs in einen bedrohlichen Schlaf-ohne-Erwachen die intrauterine Vorzeit bemüht, quasi ein Gedächtnis an diese jenseits subjektiven Erinnerungskönnens voraussetzt. Metaphysik? Ja, keine beliebige aber, denn ohne unbewusste Vorzeit als nachträgliches Gedächtniskonstrukt kann es Gedächtnis nicht geben. Die Tabuierung des Inzests und das Begehren des Inzests sind menschliche Reflexe auf die eigene körperliche Entstehung des Gedächtnisses, Begehren der Disposition über den Körper, Wunsch der Verdeckung des Körpers und Not der Verdeckung dieses Begehrens selber (als Körperkult, als Pornographie etc.).

Skandalon des pfeifenden Mädchens ist, dass es den Subjekt-/Sohnesposten durch die besagte Inzestverhinderung besetzt hat – notorische Potenz des weiblichen Geschlechts, alle Positionen im Familienschema inne haben zu können: Mutter werden zu können, wie der Vater einer Erwerbsarbeit nachgehen zu können, wie der Sohn Subjekt für sich (= Konsument) sein zu können.

Problem ist nun die Frage des Begehrens der Mutter in der Mutter-Tochter-Problematik, denn scheinbar wäre ihr Begehren, eben Mutter zu sein, in der Weitergabe des Lebens, die Schuld (Schuld jenseits von Moral und jenseits jeder Ethik) der eigenen opferbedingten Existenz anders als sterbend zu quittieren, dem Leben für das eigene ein anderes zurückgegeben zu haben, allein schon durch das Gebärhaben erfüllt. Solche Erfüllung ist freilich immer Erfüllungsbetrug. Die pfeifende Tochter pfeift es heraus: „Mutter hat nur meinen Körper geboren. Mich aber, als Bewusstsein, als Selbstwahrnehmung, als Subjekt, habe ich just gerade selbst erpfeift.“

Das Pfeifen wäre unter dieser Bedingung mütterlicher Perspektive eine radikale Ent-eignung, Verlust der Identität auf ihre Mutterschaft hin: das Mädchen sitzt obendrauf, wie der Spatz auf dem Dach, und pfeift ihren Anspruch (Weckung) auf den Hof (in Einschläferung übergehend), beziehungsweise pfeift darauf (Einschläferung, in Weckung, Erwachsenwerden, übergehend: dem artemisianischen Verlassen des Hofes).

Was heißt, dass immer, wenn Tochter den vom Bruder besetzten Subjektposten ebenso für sich reklamiert – und die Nichtanerkennung dessen, als solle die Tochter dann lieber noch psychotisch sein oder gleich ins Koma fallen, ist schlicht absurd (aber aufschlussreich) –, die Mutter sich unmittelbar bedroht fühlen müsste: Tochter als Elektra und Orest in einem, als krähenes Huhn, das den Stall übernimmt und zugleich behauptet, Hahn und Henne selbst zu sein.

Pfeifen als Reminiszenz des Totentanzes? Gewiss, auf dem letzten Loch aber gepfeifen. Was besagen soll, dass alle anderen Körperöffnungen, der sterbliche Körper also, ruiniert, verschlossen sind. Das letzte Loch ist der Mund, übrig geblieben in der mit Immaterialisierung verwechselten Sterblichkeitsfolge von unten nach oben. Der sich selbst erpfeifende Geist „über den Wassern“, bar des gefühlten Leibs, bedarf gleichwohl eines Mediums seiner selbst, eben eines Selbstverhältnisses und dieses wäre als Restorgangröße der Stimmapparat.

Das Pfeifen minimalisiert noch einmal diese selbstdementierende Restgröße der an den Körper/an den Leib gebundenen Eigenstimme. Am letzten Übergangsort der pfeifenden Lippen, Übergang vom entleibten Körper zum Außen, elementar zur unsichtbaren und indifferenten Luft, verschwindet die individuelle Stimme, das Timbre (Differenz!), zugunsten einer wie transpersonalen, objektivierten Verlautung (Indifferenz!). Pfeifen als dinggewordene Stimme, in der die Abschneidung/Absterbung des Unterleibs als Verlust der tiefen Frequenzen selbstreferenziell dargestellt ist.

Das Immaterialisierungsbegehren aber impliziert, wenn auch unbewusst:

1. Materie und Maternalie als Agenten des Todes (Leib-Seele-Dualismus).
2. Immaternalisierung, „Ent-Mutterung“, nur dass es dabei nicht um die Person geht, sondern um den Mutterkörper als Ursprungsort der Sterblichkeit selbst.

Die besten Dinge sind demnach solche, die ihre eigene Materialität verdecken: Musik etwa. Innermusikalisch müsste das Pfeifen dann entweder ganz oben oder umgekehrt als menschliche Anmaßung göttlicher Verlautung ganz unten rangieren.

Letzteres ist natürlich der Fall und also dürfen die Männer diese Präention sich erlauben, Mädchen aber nicht, nur dass, wiederum dialektisch, die Frauen es sind, weiland Ilse Werner etwa, die im Schutze der Medialisierung pfeifen, als Pfeifen des Mediums selber. Männer bringen es quasi nur zum Pfiff (Differenz/Weckung/Repräsentation), Frauen immerhin zum Pfeifen (Indifferenz im Schutz der Differenz/Einschläferung im Schutz der Weckung/Präsenz im Schutz ihrer medialen Präsentation).

„Wenn der Hahn kräht auf dem Mist ...“ Das interessiert nämlich Petrus nicht.

Wenn aber das Huhn kräht auf dem Mist, was ist damit gesagt? Die ganze Wahrheit über den Ort dieser Repräsentation: der Hühnerstall ist ein Misthaufen!

Anders formuliert: Wenn Männer repräsentieren, so wissen alle, dass die Repräsentation das Repräsentierte, für das sie sich hält, nicht ist, dass Zeichen und Bezeichnetes zweierlei ist. (Die Verwechslung des Bezeichneten mit seiner Bezeichnung, die Verwechslung von Signifikat und Signifikant, ist indessen so notwendig, wie die Unterscheidung beider, denn es gibt das Bezeichnete nur in Form einer Bezeichnung, es gibt nur Repräsentationen.) Alle wissen Bescheid, jeder hält die Klappe. (Man weiß, aber man weiß nicht, ob auch die anderen wissen; man ahnt, dass auch die anderen wissen, aber es ist besser, dies nicht herausfinden zu müssen, denn so würde man sich festlegen, wohingegen Heuchlern dann immer noch zwei Optionen verbleiben: weiter zu heucheln und dem Spielverderber eine überzubraten oder ebenfalls die Maske fallen zu lassen. Wer heuchelt, behält die Freiheit zur Aufrichtigkeit, solange er keinen Gebrauch von ihr macht und deshalb ist die Welt so verlogen.) Wie aber sieht es mit den Repräsentationen der Frauen aus? (Wie kommt die Jungfrau zum Kind?) Es kann nicht anders sein (für Frau, speziell für Tochter) und doch muss es anders sein (bezogen auf die Mutter).

Wegen dieser Zwickmühle, die zurück auf das Trauma der Gedächtniskonstitution verweist, auf die nicht-repräsentierbaren, nicht-erinnerbaren Sterblichkeitserfahrungen der intrauterinen und frühkindlichen Phasen, gab/gibt es im Patriarchat die Tendenz, den Frauen, denen in der Mutterposition der Ursprungsort dieser Traumatik anhängt, das Repräsentieren kurzerhand zu verbieten.

Indessen kann der Mutter das Repräsentieren gar nicht verboten werden: Frauen, die repräsentieren, befinden sich als Repräsentierende im Tochter-Status, denn der Begriff der *Mutter* macht für die Mutter keinen Sinn in Bezug auf die eigene Identität; Frau ist Mutter nur für ihre Kinder und nicht *an sich*. Natürlich kann dieses von Frau *für sich* internalisiert werden und schwerlich ist eine gute Mutter, welche nicht mitbekommen hat, dass sie es nunmehr ist. Für sich selbst im Sinne einer vom Anderen unabhängigen Identität, im Sinne einer begehrten Autonomie, ist Frau, was immer sie gerne sein mag, nur eben nicht Mutter. *Tochter/Sohn* hingegen ist eine gegebene Position, die Mensch nicht loszuwerden vermag. Man kann die Eltern verleugnen, das eigene Geborensein hingegen nicht. Deshalb geschehen alle Repräsentationen notwendig aus dieser abgeleiteten, fillialen Perspektive heraus. Der filliale Status

klebt an der Person in jeder ihrer Äußerungen fest und die Repräsentationen der Mütter als Mütter sind ihre Kinder.

Weil die Position der Tochter aber als Negativ der Mutter sich von den männlichen Negativen der Mutter nicht unterscheidet (der relevante Unterschied ist der von Ursprungsposition [Mutter] und Position des Entsprungenen [Vater, Tochter, Sohn]), entsteht das Problem, dass die anders als reproduktiv repräsentierende Frau je im Negativ der Mutterposition gleichzeitig *als Frau männlich positioniert* (Vater oder Sohn) erscheint.

Und wenn sich nun die Identität einer Frau für sich selbst in ihrer Mutterschaft erschöpft? Wenn da außer ihrer Mutterschaft gar nichts ist, was für sie eine identitätsstiftende Funktion hat? Oje!: Genau diese Sorte Frau sagte/sagt das Sprichwort, genau diese Sorte Frau verbot/verbietet ihren Töchtern jegliche Repräsentation.

Ein solches Verbot führt zu folgenden dialektischen Kapriolen:

Sind Frauen, die repräsentieren, Töchter, so sind Mädchen, die *nicht* pfeifen, die also nicht repräsentieren, keine Töchter. (Dieser Umkehrschluss gilt natürlich nur, insofern jegliche Repräsentation eine unbeliebige selbstreferenzielle Repräsentation der Position, von der her repräsentiert wird, mitleistet. Er gilt folglich für alle Mädchen/Töchter, für jedes/jede einzelne aber nur partiell.)

Pfeift das Mädchen einer in ihrer Mutterschaft aufgehenden Mutter, so repräsentiert sie in ihrem Tochterstatus die Bedingtheit der Mutterschaft ihrer Mutter durch sie, die Tochter: „Bist du nichts, außer meine Mutter, so bist du nur durch mich.“

Pfeift das Mädchen aber nicht, ist eine solche Mutter als Mutter des Mädchens, das, so es nicht pfeift, keine Tochter ist, dann gegen ihr Selbstbild keine Mutter mehr. Sie wäre dann nur noch Mutter als Mutter des Sohnes, wenn es denn einen gibt.

Warum kann eine solche Mutter mit einem pfeifenden Sohn zurechtkommen? Weil der repräsentierende Sohn als repräsentierender Sohn immer den Status bloßer Repräsentation, die das Repräsentierte verfehlt, innehat: es (nicht er!) ist bedeutungslos. Das Mädchen hingegen – es selbst ist bedeutungslos, nicht aber, was es macht: – leistet im Pfeifen die offenlegende Beschämung der Mutter: „Sieh, Mama, was du ausgelassen hast, was du geopfert hast: mit mir dich selbst, deine andere Identität als Tochter/als Frau.“

Und die ehrgeizzerfressene Mutter? Die Mutter, die von ihrer Tochter nicht die stille Bescheidung, vielmehr perfekte Repräsentation verlangt? Der nichts an der Tochter gut genug sein kann? Ist nicht eher dies der Prototyp einer identitätslosen, ‚absoluten‘ Mutter? Ja. Eine solche Mutter stellt sich nur als deren Ideal durch das der perfekten Tochter, auf wackligen Beinen freilich, her. Denn mit der bäuerlichen Welt, aus der das Sprichwort stammt, ging die Möglichkeit solcher verfehlten Identitätsbildungen, die das Gemachte, kulturell Vermittelte von Identität mit dem anderen der Kultur, dem phantasmatisch Unmittelbaren, der Natur, verwechselt, mitnichten unter. Ohne weiteres kann eine solche Mutter den alten Spruch herauskramen, denn das pfeifen-

de Mädchen repräsentiert hier nicht nur das ausgelassene Für-sich der Mutter, sondern pfeift darauf. Eigene Repräsentationen der Tochter sind auch hier nicht erwünscht, denn, was sie repräsentieren soll, hat mit ihr selbst nichts zu tun. Dasselbe also unter veränderten *Be-ding*-ungen. Eislaufstadien, Sporthallen, Universitäten, Fernsehstudios: solche patriarchalen Bühnen der Repräsentation der Frau (im doppelten Sinn des absoluten Genitivs) muss es erst einmal geben, damit ehrgeizige Mütter ihre Töchter schinden (lassen) können. Ebenso die emanzipationsbedingende Technik, vom antiken Gewichtswebstuhl bis zum postmodernen Internet, die die Wahl der eigenen Identität ermöglicht, indem sie die Identität selbst beschneidet. Das Gefühl der Mutter, selber zu früh für solche frei gewählten Selbstrepräsentationen geboren worden zu sein, zu spät zu kommen, zu alt dafür zu sein, bildet wohl auf der Subjektseite die Basis einer ins Triezen der Tochter gewendeten verbitterten Erkenntnis der eigenen opferbasierten Nicht-Identität. (Je älter man wird, umso mehr bedauert man, dass dieses oder jenes nicht schon für einen selbst früher zur Verfügung stand und gleichzeitig bedauert man die Jugend, die, dem Stand der Dinge hilflos ausgeliefert, gar nicht weiß, in was für einer verarmten *und* luxuriösen Welt sie lebt.)

Der Anspruch auf Perfektion verweist auf die Fundamentalnot der zu beseitigenden Imperfektheit. Perfektion meint die Vollständigkeit kultureller Disposition über das, was als Rest von Natur Mensch anhaftet: die Erfahrung der eigenen Sterblichkeit in allen Formen eigenen und fremden Versagens. Welche Imperfektheit der Mutter aber!: die Tochter soll perfekt leben, was der Mutter versagt war; so bleibt die Imperfektheit dieser Entsagung. Warum ist denn so einer Mutter die eigene Betätigung immer noch versagt? Weil in der Vorstellung der Mutter, selber zu alt für das zu sein, was der Tochter abverlangt wird, das Wissen der zeitlichen Nähe des eigenen Todes beinhaltet ist. Sich für eine Sache zu schinden, bedeutet, den Tod selbst, in Form des Leidens, des Schmerzes etc., also der konkreten Erkenntnis der eigenen Sterblichkeit, einzusetzen, um ihn vorübergehend zu besiegen. Das Bewusstsein zeitlicher Nähe des eigenen Todes aber bedingt den Wunsch, ihn, den Tod als Opferpreis seiner Aufschiebung, ineins mit der Erkenntnis seiner Nähe sich vom Leib zu halten. Und im Training, ohne das nicht einmal der Anfängerstatus überwunden werden kann, von Perfektion ganz zu schweigen, wird nichts anderes gemacht, als durch die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeiten diese, die Unzulänglichkeiten, allmählich zu verringern, indem ihre Erkenntnis, unterschwellig also immer die der eigenen disponierten Sterblichkeit, intensiviert wird. Perfektion ist, solange sie trainiert wird, der Widersinn disponierter Ohnmacht. Deshalb soll die Tochter die ganze Last dieser Wendung tragen: sie ist ja noch jung, sie wird das schon aushalten.

Natürlich wissen alle, dass es die Perfektion nicht gibt, dass das Mädchen die Prä-tention seiner ehrgeizigen Mutter niemals erfüllen können. Die Struktur erhält sich also, stellt sich auf Dauer, und das ist die eigentliche Perfektion: Das Mädchen kann nie perfekt, nie erwachsen werden, seine Mutter wird immer in ihrer Mutterfunktion verbleiben, alles bleibt, wie es ist – nur dass solche Todesmagien nicht auf-

gehen, was aber gerade die Not der Bedürftigkeit dessen ausmacht: die Verzweiflung der Mutter.

Phantasma der ehrgeizigen Mutter: ihre Identität als Mutter überlebt den Tod der Person in Form der perfekten töchterlichen Repräsentation und deshalb darf die Opferprämie, die im Falle begehrteter Perfektion nur Vorschusscharakter haben kann, wegen dieses Charakters auf keinen Fall zu Lebzeiten ausgezahlt werden. Solche Auszahlungen an die Tochter, Lob etwa für bereits Erreichtes, leisten die Einführung der Differenz zwischen dem Für-sich der Tochter und der Tochter als Repräsentation der Mutter. Was die Mutter nicht hatte, Identität-für-sich, wird der Tochter im Namen der Tauschgerechtigkeit verweigert: „Ich bin nur deine Mutter, also kannst du auch entweder nur meine Tochter oder meine Mörderin sein.“

Solche Logik des ‚Nur‘, des *tertium non datur*, befördert die dialektischen Umschläge, etwa von Zweck und Mittel. Besteht der einzige Lebenszweck der Mutter in der Mutterschaft, sieht sie sich also als Mittel ihrer Kinder, so sind diese nur noch Mittel der Identität ihrer Mutter. Das geheiligte Mittel(= Medium)-sein-Wollen verdeckt den Absolutheits-Anspruch auf Selbstzweck der eigenen Existenz, projiziert auf den Nachwuchs als Anspruch der Perfektionierung.

Warum aber gibt es Mütter, auf die solches nicht zutrifft? Die unbeschämt das Pfeifen ihrer Töchter zulassen können, ohne sogleich Supermamas pfeifendes Wunderkind ins Fernsehen bringen zu müssen? Die eine andere Identität noch haben und sich mit Dingen – jenseits der drei ominösen K's – beschäftigen (und sei es auch nur Loriots Jodel-Diplom) und wissen, dass ihre Kinder nicht deshalb schon vernachlässigt sind, sondern davon, wenn auch indirekt, profitieren? Just wegen der Dinge, diesen wunderbaren tödlichen Lebensrettern, deren fortgeschrittener Stand mitzudenken ist und die – als eigentliche Träger des folglich unaufhebaren Patriarchats, der Beherrschung der Menschheit durch die Dinge, im globalen Großen und im alltäglichen Kleinen – doppelt der Emanzipation und Suppression der Subjekte zuarbeiten, den Garanten der Wahl eines Selbst in verhärteter Freiheit.

Pfeifende Frauen an die philosophisch-genealogische Front! ...

Thesen

Pfeifen ist eine auf Differenz, Einschnitt, Weckung zielende Verlautungsform.

Die einschneidende, differierende Wirkung dieser Verlautung verdankt sich – auf Basis einer ‚Charakterlosigkeit‘ des einzelnen Pfiffs, die von bedrohlicher, abzuwehrender Indifferenz bestimmt ist – der diese Nicht-Eigenschaften des Pfiffs überkompensierenden Tonhöhe und Lautstärke.

Der unterstellte Indifferenzcharakter des Pfeifens zeigt sich am Pfiff selbst als fehlendes Timbre. Die Pfiffe verschiedener Personen mögen sich im Können und in der Art des Pfeifens durchaus unterscheiden, am jeweiligen Pfiff selbst aber ist der Pfeifende nicht identifizierbar.

Unidentifizierbar sind insbesondere das Geschlecht und das Alter des/der Pfeifenden. (Ob es wohl Ausnahme-Hörer und -Pfeifende gibt, für welche diese These nicht zutrifft?)

Deshalb mahnt Pfeifen die Angepiffenen an die Identitätslosigkeit des Funktionellen (hier, sprichwortangeregt, der Mutterposition). Funktion (und dahinter verborgen: der/die/das Andere) taugt nicht zur eigenen Identitätsbildung. (Allerdings kann eine Identitätsbildung, welche die eigene funktionelle Position, den Bezug zum Anderen, gänzlich verleugnet, auch nicht gelingen.)

Die *Identität* der Person für sich stirbt mit dieser. Ihre *Funktion* als Anderer der Anderen (als Mutter, Vater, Tochter, Sohn, Onkel, Tante etc.) bleibt scheinbar im überlebenden Anderen (in aller Regel also in der nächsten Generation) memorial erhalten. Der Fehler einer Selbstidentifizierung mit der eigenen Funktion für den Anderen ist indessen die in diesem Versuch, im Anderen zu überleben, implizit enthaltene Todes- und also auch Körper- und Selbstverleugnung.

Pfeifen als radikal unterleibslose (= schamlose) Verlautung der Lippen (und man darf hier an jene anderen Lippen denken) persifliert diese Selbstverleugnung. Pfeifen ist insofern eine Protoform philosophischer Aufklärung.

Dies der Grund der Abwertung des Pfeifens als menschliche und zumal als weibliche Prätention.

Empfohlene Literatur:

Zur Feminismus- und Rationalitätskritik:

Heide Heinz, *Wunsches Mädchen Mädchens Wunsch*, Rückblick auf die Unmöglichkeit des Feminismus. Wien: Passagen 1994. Mit einem Vorwort von Melanie Heinz.

Zur Tiefschlafsimulation der Musik:

Rudolf Heinz, *Wagner Ludwig Nacht Musik*. Wien: Passagen 1998.